

A. M. Homes

Dieses Buch wird Ihr
Leben retten

Roman

Deutsch von Clara Drechsler
und Harald Hellmann

Verlag Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2007

Titel der Originalausgabe: *This Book Will Save Your Life*

Copyright © A. M. Homes, 2006

All rights reserved

Deutsch von Clara Drechsler und Harald Hellmann

© 2007 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Linn-Design, Köln

Umschlagmotiv: © Burkhard Jüttner/buchcover.com

Autorenfoto: © Marion Ettlinger

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-462-03767-8

Für Juliet

ER STEHT AN DER SCHEIBE UND SCHAUT HINAUS. Unter ihm liegt die Stadt ausgebreitet, in dunstigen Schlummer gehüllt. Tiefdruckgebiet. Wolken wälzen sich über die Hügel und quellen aus den Rissen und Spalten, als gäbe die Geographie persönlich Rauchzeichen.

Unter ihm, weit den Hang hinunter, schwimmt eine Frau: Ihr langes, braunes Haar gleitet durchs Wasser. Ihr Badeanzug bildet einen hübschen, leuchtend roten Farbtupfer, ein seltener tropischer Vogel in einem Bassin unnatürlichen Blaus. Sie schwimmt jeden Morgen – kraulend wie eine Olympionikin. Er findet es wohltuend, sie schwimmen zu sehen, ihm gefällt ihre Entschlossenheit, ihr Rhythmus, ihre Routine, dass sie wach ist, wenn er wach ist. Sie schwimmt mit großem Nachdruck; sie kann nicht *nicht* schwimmen. Sie ist seine Vertraute, seine Muse, seine Meerjungfrau.

Er ist an der Scheibe; normalerweise ist er nicht hier, nicht um diese Zeit. Normalerweise wird er wach und steigt auf sein Laufband – er läuft, während sie schwimmt. Er läuft und behält dabei den durchlaufenden elektronischen Börsenticker im Auge, gibt seine Gebote über ein Keyboard ab, das an sein Laufband angeschlossen ist, er tippt im Dahintraben, korrigiert seine Positionen, geht *long* und *short*, schätzt ab, wie weit rauf oder runter er gehen kann, surft auf einer unsichtbaren elektronischen Welle.

Normalerweise dies, normalerweise das. Heute ist nichts wie immer, obwohl es genau wie immer ist, und es kann nie wieder wie immer werden.

Er steht an der Scheibe. Die Geräusche des Hauses treffen ihn unvorbereitet. Eiswürfel kollern in den Vorratsbehälter des Gefrierschranks, die Kaffeemaschine läuft langsam mit Wasser voll, Luft bläst aus dem Lüftungsschlitz und bauscht seine Hosenbeine auf. Er zittert.

»Hallo?«, ruft er. »Ist da jemand?«

Normalerweise hört er das alles nicht. Er hört nichts und fühlt nichts, dafür sorgt er. Er wird wach, setzt seine schall-schluckenden Kopfhörer auf, geht an die Scheibe, sieht sich die schwimmende Frau an und steigt auf sein Laufband.

Er ist in einem Stille-Vakuum – das Leben fürs Erste abge-sagt.

Er hatte nicht mal gewusst, dass die Kaffeemaschine es tut – er trinkt keinen Kaffee; sie läuft für Cecelia, die Haus-haltshilfe, die zwischen halb neun und neun kommt.

Er atmet tief ein – angenehm, dieser Kaffeegeruch.

Nachdem er sich jahrelang jeden vom Leib gehalten hat, befällt ihn nun plötzlich eine leise Angst vor dem Allein-sein, Angst, nichts zu hören, nichts zu spüren, nichts mit-zubekommen.

Er presst sein Ohr an die Scheibe.

Musik. Weiter oben am Hang legen ein paar Männer eine Rasenfläche an, wo sonst nichts wäre – Gestrüpp. Sie haben eine Spundwand als Einfassung für den Rasen errichtet und rollen nun Rasenbahnen aus. Sie legen ein kleines Putting Green an – ein einzelnes Loch.

Oberhalb und unterhalb davon erklettert eine Häuserkette den Canyon, eine Verkettung sozialer, ökonomischer Stufen, eine Nahrungskette. Irgendwann will jeder ganz oben sein, König des Berges – gewinnen. Jeder sieht auf den Nächsten herab und meint, er sei irgendwie besser dran, doch es ist immer jemand da, der von unten nachdrängt oder von oben herabschaut. Man kann nicht gewinnen.

Er steht an der Stelle des Hauses, wo zwei dicke Fenster-scheiben aneinanderstoßen und einen spitzen Vorsprung bil-den, der über den Hang hinausragt wie der Bug eines Schiffs. So steht er da: sein eigener Kapitän, Herr und Meister – und Gefangener.

Vor ihm in der Ferne ist etwas Oranges, Rauchiges, er weiß

es einen Moment lang nicht zu entscheiden – Buschfeuer oder nur Tagesanbruch in Los Angeles?

DER GESTRIGE TAG WIRKT REALER ALS REAL, ein Traum, ein Unfall, so etwas wie ein Anfall oder ein Aussetzer. Ist etwas vorgefallen?

Im Boden ist eine Vertiefung, eine große, sanfte, kreisförmige Mulde, an die er sich vom Vortag her nicht erinnert. Er betrachtet sie, überschlägt im Kopf die Größe – etwa eins achtzig im Durchmesser. Wo ist sie hergekommen? Wie lange ist sie schon da? Wie würde er sie beschreiben; der Abdruck einer gigantischen Schöpfkelle, die man in die Erde gepresst hat. Kann so etwas über Nacht entstehen?

Auf dem Boden des Wohnzimmers, auf der Glasplatte des Couchtischs, neben dem Sofa, in der ansonsten geordneten Welt, liegen Abfälle, Überbleibsel von irgendwas, Plastikstippchen, ein Stück Schlauch, Papierschnipsel, ein einzelnes Stück blutiger Verbandmull – Indizien.

Er denkt an den Schmerz. Er begann als Knoten im Rücken, als eigenartiges Spannungsgefühl vom Bauch bis in den Brustkorb. Die Linsensuppe, die er mittags gegessen hatte? Er wartete ab. Er nahm ein Antazidum. Der Schmerz wurde heftiger, breitete sich aus, fuhr sengend wie ein Messer in sein Bein, schob sich in seinen Kiefer hoch, ein steinharder Schmerz, eine lange, spitze Stricknadel, die sich in seinen Arm bohrte, dann sickerte der Schmerz in seine Finger – waren sie taub? Schmerz spaltete seinen ganzen Körper wie eine Axt frisches Holz, ein jäher Krampf ließ seine Schulterblätter nach hinten schnellen, als würde er gespannt wie ein Bogen, krümmte ihn wieder nach vorn zu einem geknickten, gestauchten C, ein heftiger, mörderischer Krampf, der einen Mann entzweibrechen konnte. Er kam nicht darauf, jemanden anzurufen, er hätte gar nicht gewusst, wen, oder was er sagen sollte, wie

er es beschreiben sollte – wo genau war der Schmerz? Er war überall, niederschmetternd, kaltschweißig, gehirnlähmend.

Gleich zu Beginn, als er es noch konnte, zog er sich an. Er ging ins Schlafzimmer, zog eine hübsche Hose an, einen Gürtel, einen sportlichen Pulli, Schuhe und Strümpfe. Er zog sich an, als würde er mit guten Freunden ausgehen, zu einem Abendessen, zu irgendeinem ungezwungenen Anlass, gedeckte Farben, weiche Stoffe. Er zog sich an, weil er dachte, er müsse sich eventuell den Hügel hinabbemühen, zu einem Arzt, ohne daran zu denken, dass es bereits Abend war, schon über die Zeit, zu der man noch jemanden antreffen würde. Er legte sich aufs Sofa, was er noch nie getan hatte; es war gegen die Regeln – die privaten, persönlichen Regeln, die jeder für sich aufstellt –, Hinlegen während des Tages war undenkbar.

Er legte sich aufs Sofa und versuchte, es sich bequem zu machen; kam es vom Laufband, irgendeine falsche Drehung oder Beugung? Vielleicht hatte er sich auch etwas eingefangen, eine Erkältung, eine Grippe? Der Schmerz hielt an. Wo kam der so plötzlich her? War der Schmerz gerade erst aufgetreten oder war er immer da, und er hatte ihn nur jetzt erst bemerkt?

Er stand auf, nahm Ibuprofen, stellte sich an die Scheibe und starrte auf die Stadt, auf die Autos, die unten vom Boulevard abbogen und in die Hügel hinaufkletterten. Der Himmel wurde langsam dunkel, die Scheinwerfer waren eingeschaltet, und die Häuser glommen vor Aktivität. Die Kojoten heulten. Die Stadt in der Ferne war zugleich so groß und so klein.

Er stand an der Scheibe – überwältigt von Schmerz. Jedes einzelne Blutgefäß, jeder Nerv, jede Faser in seinem Leib kollabierte wie ausgehungert, wie verdorrt. Er stand da unter unsäglichen Schmerzen, und das Seltsamste war, dass er nicht wusste, wo es ihm wehtat, er fühlte rein gar nichts.

Er begann zu weinen. Er weinte lautlos. Und als er merkte,

dass er weinte, sagte ihm schon der Umstand, dass er überhaupt weinte, oder das Erschrecken darüber, dass etwas nicht stimmen konnte. Da weinte er noch mehr.

War es nun so weit? Passierte »es« auf diese Weise? War da vorher schon etwas gewesen, etwas, das er hätte bemerken müssen, ein Warnsignal? Oder war dies jetzt das Warnsignal? Es war entweder das Warnsignal, oder es war so weit.

ER WÄHLTE 911.

»Polizei, Feuerwehr, Notarzt.«

»Einen Arzt«, sagte er.

»Polizei, Feuerwehr, Notarzt.«

»Hilfe«, sagte er.

»Polizei, Feuerwehr, Notarzt.« Es war eine Bandaufnahme.

»Notarzt«, sagte er.

»Einen Moment bitte.«

Er wartete darauf, verbunden zu werden, und in diesem Moment der Stille verschwand der Schmerz. Der Schmerz nahm ab, und er begann zu glauben, alles sei nur ein Albtraum, ein Wachtraum gewesen, ein lausiges Mittagessen, das ihm nicht bekommen war. Als er gerade im Begriff war, aufzulegen, kam eine Frau an den Apparat: »Um welche Art von Notfall handelt es sich?«, fragte sie, da kehrte der Schmerz wieder und half ihm auf die Sprünge.

»Ich habe Schmerzen«, sagte er. »Unerträgliche Schmerzen.«

»Wo tut es weh?«

»Ich glaube, jetzt ist es so weit«, sagte er.

»Sir, wo tut es Ihnen weh?«

»Überall.«

»Haben Sie sich eine Verletzung zugezogen; eine Schussverletzung, ein Sturz, ein Schlangenbiss, Pfeil und Bogen?«

»Nein«, sagte er. »Nein. Ich bin zu Hause, ich war den ganzen Tag im Haus. Es geht mir durch und durch, ich bin wie von Schmerzen durchtränkt.«

»Wie lange haben Sie diese Schmerzen schon?«

»Ich weiß nicht.«

»Minuten, Stunden, Tage?«

»Mindestens ein paar Stunden.« Es hätten genauso gut Tage sein können – er hatte keine Ahnung.

»Wie stark sind die Schmerzen – auf einer Skala von eins bis zehn?«

»Zehn.«

»Wie würden Sie den Schmerz beschreiben – schneidend, pochend, stechend, dumpf?«

»Ja.«

»Was davon beschreibt am genauesten, was Sie gerade fühlen?«

»Alles zusammen.«

»Hatten Sie früher schon einmal einen Infarkt oder Schlaganfall?«

»Nein.«

»Wie alt sind Sie?«

»Fünfundfünfzig.«

»Sind Sie allein im Haus?«

Unerklärlicherweise machte ihm diese Frage entsetzliche Angst. »Ich bin geschieden.«

»Ist jemand bei Ihnen?«

»Nein.«

»Haben Sie früher schon einmal diese Schmerzen gehabt?«

»Ist mir nie aufgefallen, bis heute.« Ihm wurde immer ban-
ger zumute. Es kam ihm wie ein Test vor – zu viele Fragen.
Würde sie ihm Hilfe schicken oder die ganze Nacht bloß
reden?

»Leiden Sie unter Atemnot?«

Auf den Gedanken, es könne ein Herzinfarkt oder Schlaganfall sein, war er eigentlich gar nicht gekommen. Er hatte gedacht, nun wäre es aus mit ihm, aber nicht, dass sich damit ein Infarkt ankündigen könnte.

»Könnten Sie einmal für mich husten? Holen Sie tief Luft und husten Sie ein paar Mal kräftig für mich.«

Er tut sein Bestes.

»Können Sie mir zur Bestätigung bitte Ihren Namen und Ihre Adresse nennen?«

»Sie können Rick zu mir sagen.«

»Ist das Ihr richtiger Name?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wohnen Sie im eigenen Haus?«

»Ja.«

»Könnten Ihr Telefonanschluss oder Ihre Adresse auch unter einem anderen Namen verzeichnet sein?«

»Richard«, sagt er.

»Danke, Richard«, sagt die Telefonistin.

»Woher wissen Sie, wer ich bin?«

»Wir sind vernetzt. Hilfe ist unterwegs. Im Rahmen eines Pilotprogramms zur Ausbildung von Notfallhelfern kann ich Sie mit einem Betreuer verbinden, der mit Ihnen sprechen wird, bis Hilfe eintrifft.«

»Wollen Sie mir irgendwas verkaufen?«

»Nein, Sir, Ihnen entstehen keine zusätzlichen Kosten. Das ist eine Dienstleistung, für die Sie in Frage kommen, da Sie dem Profil entsprechen.«

»Profil?«

»Sie haben die richtige Postleitzahl und einen potenziell lebensbedrohlichen Notfall. Wenn Sie einverstanden sind, werde ich Sie mit einer Beraterin verbinden, ihr Name ist Patty.«

»Ist sie echt oder vom Band?«

»Sie sitzt gleich neben mir, einen Augenblick bitte.«

- »Hi Richard, mein Name ist Patty.«
- »Hi Patty«, sagte er – ist das so was wie eine Chat-Line?
- »Was machen Sie gerade, Richard?« Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte.
- »Ich sterbe.«
- »Woran sterben Sie?«
- »An Schmerzen.« Ein Bersten, eine Explosion, ein langsamer, qualvoller Tod.
- »Wo in Ihrem Körper steckt der Schmerz? Können Sie einmal Ihre Augen schließen und dort hingefühlen?«
- Es gibt Männer, die beim Essen umkippen, die gerade im wunderbarsten, köstlichsten, teuersten Restaurant der Stadt tafeln und bums – fallen sie einfach um und sterben. Zackbumm. Vielleicht war er auch so einer. Genauso konnte es ihm ergehen – erloschen wie eine Kerze, wie seine Tante zu sagen pflegte. Er konnte vor die Tür treten, in seiner Auf-fahrt zusammenbrechen und von Wölfen gefressen, von Geiern zerrissen werden. Es gab keine Unterscheidung zwischen seinem Körper und dem Schmerz – sein Körper *war* der Schmerz.
- »Wie hieß der letzte Film, den Sie gesehen haben, Richard?« War das eine von diesen typischen »gibt-es-nur-in-LA-Fragen« – selbst wenn man schon im Sterben liegt, wollen die Leute immer noch über Filme reden?
- »Keine Ahnung«, er versuchte sich krampfhaft zu erinnern. Er kam auf *Bonnie and Clyde*, den er vor einer Million Jahren im Autokino von Wellfleet, Massachusetts gesehen hatte.
- »Haben Sie Hobbys? Spielen Sie Golf?«
- »Ich schwimme gerne«, sagte er zu seiner eigenen Überraschung.
- »Wo schwimmen Sie – haben Sie einen Pool?«
- »Nein.«
- »Wann waren Sie das letzte Mal schwimmen?«

»Vor ungefähr fünf Jahren. In einem Hotel in Miami; ich habe dort mit einer Frau ein verlängertes Wochenende verbracht. Es ging schlecht aus«, er zögerte. »Ich glaube, ich würde im Moment lieber nicht reden. Ein Gespräch in Gang zu halten strengt mich sehr an.«

»Was würden Sie denn lieber tun?«

Er stellte sich alte Leute mit diesen »Bin-gestürzt-und-kann-nicht-aufstehen«-Meldern um den Hals vor. Er stellte sich vor, wie sie auf dem Boden lagen und da hineinsprachen, während Hilfe unterwegs war, einfach nur dankbar, dass irgendwer kommen und sie auflesen würde.

»Patty«, sagte er, »woher stammen Sie?«

»Minnesota«, sagte sie.

»Das dachte ich mir«, sagte er. »Sie klingen wie jemand aus Minnesota oder Modesto.« Er saß auf der Couch und starrte auf die Scheibe. »Ist schon gut, Sie müssen nicht weiter mit mir reden. Ich glaube, ich würde lieber still sein, damit ich mich konzentrieren kann.«

»Können Sie sitzen, stehen oder laufen?«

»Ich habe Schmerzen«, wiederholte er, als sei damit irgendetwas gesagt.

»Sie sind bald da«, sagte sie.

Er fragte sich, ob er genügend Geld hatte, um sie zu bezahlen – er fragte sich, wie er auf den Gedanken kam – er musste sie nicht bezahlen, er hatte sie bereits bezahlt, dafür waren ja die Steuern da. Er erinnerte sich, wie er, als er noch verheiratet war und in New York lebte, einmal chinesisches Essen bestellte und das Restaurant noch am Telefon hatte, als seine Bestellung eintraf. Sie witzelten, das Restaurant unterhielt wohl im Keller seines Apartmenthauses eine Zweigstelle. Er erinnerte sich, dass er und seine Frau immer Bargeld in der Wohnung gehabt hatten, um sie zu bezahlen – sie bezahlten ständig irgendwen; Boten, Portiers, Handwerker.

»Sind Sie noch da?«, fragte sie.

Er hörte in der Ferne Sirenen, das Brummen von Motoren, Trucks, die den Hügel hochkamen, Sirenen, die vor dem Haus abgewürgt wurden. Er sah, wie sich die rot flackernden Blinklichter in der Scheibe spiegelten. Er wusste, dass sie da draußen waren.

Es klopfte an der Tür.

Er lag auf dem Sofa und dachte sich, dass er aufstehen müsste.

»Richard«, sagte Patty, »die Feuerwehr ist an der Tür; können Sie sie hereinlassen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er furchtsam, als sei das alles eine dumme Idee, als hätte er gar nicht erst anrufen dürfen.

Er beobachtete. Er beobachtete, wie sie um das Haus herumgingen, den Hang hinunter, im schwankenden Strahl ihrer Taschenlampen, in schweren Mänteln, auf denen irisierende Zahlen schimmerten – wie Elefantenhäute mit Brandzeichen. Er hörte ihre Funkgeräte krächzen.

In der Art, wie sie über Megaphon seinen Namen riefen, lag etwas, das ihn kapitulieren ließ.

»Richard Novak, können Sie mich hören, können Sie die Tür öffnen?«

»Ist irgendwo ein Schlüssel versteckt?«, fragte Patty.

»Die Garage ist offen.«

»Alles Gute, Richard«, sagte Patty und legte auf.

Als sie hereinkamen, hatten sie Taschen dabei, und ihre Mäntel rochen nach Feuer.

»Ich bin auf dem Sofa«, sagte er. »Ich weine.«

Es war nirgendwo Feuer.

Sie umringten ihn, knieten sich vor ihm, redeten auf ihn ein. »Wir messen jetzt Ihren Blutdruck und geben Ihnen ein klein wenig Sauerstoff.«

Er nickte.

»Haben Sie im Moment Schmerzen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er, in die Plastikmaske sprechend.

Seine Stimme klang gedämpft, weit weg. »Ich kann mich an nichts erinnern.«

Ein Polizist traf ein. Würden sie ihn wegen eines Telefonscherzes festnehmen, weil er den Teufel an die Wand gemalt, Steuergelder verschwendet, blinden Alarm gegeben hatte?

»Wohnen Sie allein?«, fragte der Cop.

Er nickte erneut – warum interessierte es sie so brennend, wer hier wohnte?

Das Haus füllte sich mit Menschen – sie riefen ihn beim Namen, sie sprachen sehr laut mit ihm. Die Sanitäter trafen ein und öffneten ihre Notfallkoffer, feste Boxen, so ähnlich wie Werkzeugkisten. Sie bauten dieses Gerät auf, das er aus dem Fernsehen kannte, den Defibrillator. Er betete, dass sie es nicht bei ihm einsetzen würden. Er war doch bei Bewusstsein, oder nicht? Im Fernsehen riefen die Ärzte immer »Laden« und »weg« und schockten den Patienten dann bis zum Gehtnichtmehr. Er sah die Maschine dastehen, bereit, grünes Licht – los geht's.

»Das ist ein hübscher de Kooning«, sagte einer der Sanitäter.

Sie zogen ihm das Hemd aus, befestigten Elektroden an seiner Brust und tauschten die Sauerstoffmaske gegen diese kleinen Röhrchen aus, die in die Nase gesteckt werden.

»Es ist ein eingeklemmter Nerv«, sagte er, nach einem Ausweg suchend.

»Und Ihr Rothko gefällt mir auch sehr. Den habe ich schon mal im MOCA gesehen.«

»Da war er als Leihgabe«, sagte Richard.

»Ach ja«, sagte einer der Feuerwehrmänner. »Kam mir doch gleich bekannt vor. Das ist doch von dem Kerl, über den sie den Film gemacht haben, mit Ed Harris.«

Der Sanitäter schüttelte den Kopf. »Ed Harris hat Jackson Pollock gespielt, das war Action Painting, Tropfbilder. Das hier ist Mark Rothko, dunkler, ernsthafter.«

»Sind Sie Sanitäter oder Kunstexperten?«

»Vorstudium Medizin und Kunstgeschichte in Harvard. Nehmen Sie irgendwelche Medikamente?«

»Vitamine und ein Nasenspray, chronische Sinusitis.«

»Wir schicken jetzt ein EKG ins Krankenhaus, Sir, und bekommen von dort Anweisungen zur weiteren Behandlung. Solange wir darauf warten, werde ich erst mal einen Zugang legen.«

Die Ernsthaftigkeit, mit der sie ihn behandelten, machte ihn nervös. Es war gar nicht lustig; sie gingen mit ihm um, als würden sie ihm das Leben retten.

»Sind Sie allergisch gegen Aspirin?«

Er schüttelte den Kopf.

Der Sanitäter gab ihm zwei winzige Baby-Aspirin in die Hand.

Er kaute. Die Pillen wurden zu einer Paste, einer pappigen, rosigen, mehligen Paste, die nach Kindheit schmeckte.

»Es ist schön, dass Sie hier sind«, sagte er zu niemand Bestimmtem.

»Basis an Außenteam 4, der Streifen sieht gut aus, Sie können ihn transportieren.«

Sie legten ihn auf die Trage, und als sie ihn hochhoben, schrie er auf, er wusste selbst nicht, warum. Er war umringt von Feuerwehrleuten, Sanitätern und Polizisten, die ihn trugen – er war seit Jahren von niemandem getragen worden. Er versuchte mitzuhelfen, sich leicht zu machen. Ein Cop kam zu ihm und fragte, wo seine Hausschlüssel seien – in der Küche, in einer Silberschale auf der Anrichte. Sie schlossen ab und gaben ihm den Schlüssel.

»Stecken Sie ihn in die Tasche«, sagte der Cop.

Als sie ihn hinausrollten, machte ihn die Fahrt, das holpernde Geschaukel schläfrig.

»Sind Sie auch so schläfrig?«, fragte er.

Niemand antwortete.

Sie rollten ihn in die Nacht – die roten Blinklichter ihrer Wagen wurden von den Hauswänden zurückgeworfen. Er atmete tief ein – Sauerstoff.

Sie fuhren ihn nach unten, in Serpentina den Canyon hinunter. Je weiter sie kamen, umso mehr verschworen sich das Liegen in Fahrtrichtung, das gedämpfte Heulen der Sirene und das Ruckeln und Zuckeln des Hackfleischexpress beim Anfahren und Abbremsen, sodass sich Desorientiertheit und Brechreiz einstellten. Er sah es beinahe kommen: Als sie in die Auffahrt des Krankenhauses zurücksetzten, schloss er die Augen, ließ den Kiefer herunterklappen und kotzte. Im Breitwandformat erbrach er sich auf alles, bespritzte den hinteren Teil der Ambulanz mit einer Schrotladung schwarzer Linsen, einschließlich der Gesichter der Männer, die ihn eilends loszuschnallen versuchten. Um sich zu schützen und alles aufzufangen, schlugen sie ihm das Laken übers Gesicht. Als die Trage herausgehoben wurde, als ihre Rollen den Boden berührten, verlor er das Bewusstsein.

So abrupt er das Bewusstsein verloren hatte, so schnell kam er auch wieder zu sich, hellwach, wie aus der Kanone geschossen. Hatten sie ihm irgendwas verabreicht, einen kleinen Muntermacher, einen Schuss von der Geheimsoße?

»Mr. Novak, können Sie mich verstehen?«

Er hatte Angst, zum Sprechen den Mund aufzumachen, doch er nickte.

»Wissen Sie, wo Sie sich befinden?«

Er nickte noch einmal.

Sie hoben ihn von der Trage auf ein Bett und säuberten sein Gesicht.

»Tut mir leid«, sagte er, als er das Gefühl hatte, wieder sprechen zu können.

»Sie müssen sich dafür nicht entschuldigen«, sagte jemand, was ihn veranlasste, erneut zu sagen: »Es tut mir leid.«

Sein Verstand arbeitete wie rasend; er war nicht mehr

schläfrig, er war wach, sehr wach. Seine Gedanken überschlugen sich: Waren seine Papiere in Ordnung? Wem vermachte er den Rothko – dem MOCA oder dem MoMA? Hätte er die Dinge anders regeln sollen? Würde sein Anwalt es überhaupt erfahren, wenn er starb? Um sich zu trösten, zählte er sein Geld zusammen – wie viel war auf welchem Konto, wie viel war genug?

Hatten sie ihm irgendwas verabreicht, irgendwas, das ihn auf Speed brachte? Sollte er ihnen etwas sagen, sollte er ihnen sagen, dass alles zu schnell ablief? Er beobachtete den Sekundenzeiger der Uhr – langsam, o wie langsam.

»Atmen Sie tief durch. Atmen Sie einfach schön ruhig ein und aus. Sie müssen sich entspannen. Sie sind in guten Händen, Mr. Novak, in sehr guten Händen.«

Sie stocherten in ihm herum, entnahmen Blut, checkten immer wieder seinen Blutdruck, seine Pupillen, begutachteten das ellenlange EKG. Mit billigen Kugelschreibern kritzelten sie auf sein sauberes weißes Blatt.

Eine unglaublich dünne Frau trat an sein Bett, ein Zweig, ein abgestorbener Baum. »Haben Sie Ihre Versichertenkarte dabei? Wen sollen wir benachrichtigen für den Fall, dass ...« Ihre Knochen standen hervor, Ellbogen, Handgelenk, Schlüsselbein, jeder Knochen lag praktisch blank, wie sauber abgenagt. »Wir brauchen einen Namen und eine Nummer.« Sie wirkte wie eine Reiseleiterin ins Jenseits, bei der er die Überfahrt buchte. Er erwartete, sie als Nächstes fragen zu hören: Haben Sie verstorbene Angehörige, mit denen Sie zu Abend essen möchten? Ich könnte Ihnen einen Tisch reservieren.

Er nannte ihr den Namen seines Anwalts. »Seine Nummer habe ich nicht.«

Alles war so surreal. Die Leuchtstoffröhren waren so grell, dass er jeden Moment damit rechnete, dass sie ihn überfluteten und alles dahinter verblasste; jeden Moment konnte er auf das euphemistische weiße Licht zugehen.

»Wie hat das angefangen?« Ein Arzt stand mit dem Krankenblatt in der Hand neben seinen Knien.

Er konnte sich nicht erinnern, konnte sich nicht erinnern, wann er sich noch hatte erinnern können, hatte kein Empfinden eines plötzlichen Nicht-Erinnerns, dass das ein oder andere seinem Gedächtnis entglitten sei, er empfand es eher so, als sei da nichts. Er suchte, und er sah nichts, keine Bilder, keine Erinnerungen, er hatte keine Vorstellung, wo er gewesen war.

»Verstehen Sie, was ich Sie frage, Mr. Novak? Wann haben die Schmerzen eingesetzt?«

»Ich weiß nicht genau«, sagte er. »Keine Ahnung, ob sie da angefangen haben oder ob ich sie bloß da erst bemerkt habe. Je mehr ich darauf achtete, desto schlimmer wurden sie. Ist Patty hier?«

»Wer ist Patty?«

»Ich habe vorhin mit ihr gesprochen, die Frau am Telefon.«

»Ich kenne niemanden namens Patty«, sagte der Arzt ungehalten.

»Meine Schwester heißt Patty«, sagte eine Krankenschwester.

»Sie ist sehr nett, Patty aus Minnesota oder Mendocino«, sagte er.

Der Arzt ging fort.

»Ich kann Ihnen das hier anbieten«, sagte die Krankenschwester und reichte ihm ein Handy. »Möchten Sie jemanden anrufen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Manchmal tut es Menschen gut, wenn sie mit jemandem reden können.«

»Sind Sie eine freiwillige Hilfskraft oder eine Schwester?«

»Schwester. Ich bin vor zwanzig Jahren aus dem Beruf

ausgeschieden, aber jetzt bin ich wieder dabei. Ist sozusagen meine Auferstehung.«

»Was hat Sie bewogen, zurückzukommen?«

»Mein Mann ist gestorben, und um ehrlich zu sein, ich halte es nachts allein zu Hause nicht aus. Ich schlief nicht mehr, und da dachte ich, warum nicht nachts arbeiten, dann lande ich nicht auf der Straße – oder im Irrenhaus. Es gibt niemanden, den Sie anrufen wollen?«, fragte die Schwester ein zweites Mal.

Wen sollte er anrufen?

Seine Eltern waren notorische Zugvögel und zur Zeit irgendwo in Florida – aber wo? Seinen Bruder in Massachusetts? Die Ernährungsberaterin, die ihm die Linsensuppe aufgeschwatzt hatte, die vielleicht der Übeltäter gewesen war? Seine Haushälterin, die Einzige, die überhaupt bemerken würde, dass er nicht zu Hause war, wenn sie morgen früh kam? Seine Fitnesstrainerin würde auch am Morgen kommen, und sein Masseur kam am Nachmittag, und irgendwann würde auch die Raumausstatterin vorbeischaun und ihm eine Farbe fürs Gästezimmer vorschlagen – wenn er die Telefonnummern gehabt hätte, hätte er sie allesamt angerufen und ihnen gesagt, sie sollten es vergessen, alles abgeblasen.

Er lag da und wurde sich bewusst, wie gründlich er sich von der Welt und allen Verpflichtungen freigemacht hatte, wie blödsinnig unabhängig er geworden war: Er brauchte niemanden, kannte niemanden, hatte in niemandes Leben einen Platz. So gründlich, wie er sich von der Welt der Abhängigkeiten und Verpflichtungen freigemacht hatte, war er nicht sicher, ob er überhaupt noch existierte.

»Irgendwen muss es geben«, sagte die Krankenschwester.

»Sie sind nett«, sagte er.

»Ich bin alt«, sagte sie.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir ...« Jemand zog den Vorhang um sein Bett zu.

Wen würde er anrufen, wenn er danach nie mehr jemanden anrufen könnte, mit wem würde er noch ein letztes Mal sprechen wollen – mit seinem Sohn, Ben? Das würde er dem Jungen nicht antun, ihre Beziehung war nicht danach. Hi, Ben, Dad hier, ich ruf aus der Notaufnahme an; wollte nur mal von mir hören lassen, wie geht's, wie steht's, wollte dir nur kurz AG wünschen – alles Gute. Hoffe, du machst es besser als ich, Junge, hoffe, du bekommst, was du dir wünschst, was du verdienst und noch ein bisschen mehr. Junge, denk dran, das war es jetzt, Exitus.

Seine Exfrau. Sie hat gestern eine Nachricht auf dem AB hinterlassen, vielleicht war das aber auch schon einige Wochen her. Er hat nicht zurückgerufen – warum, wusste er nicht.

»Denken Sie nach«, sagte die Schwester.

Seine Exfrau leitet einen Verlag, der Lifestyle- und Ratgeberbücher verlegt, Bücher, die einem erklären, wie man leben sollte – je nachdem, welches Sternzeichen, welche Blutgruppe oder welche Hautfarbe man hatte, Coffeetable-Bücher über das einfache Leben und wie man sich Zeit nimmt, wenn man keine Zeit hat, und was man unternehmen sollte, wenn nichts von dem Obengenannten in Frage kommt.

Über den Funk konnte er mithören, wie die Sanitäter sich beim Krankenhaus meldeten und einen Code Orange ankündigten.

»Was bedeutet Orange?«

»Sie bringen einen Promi«, sagte die Schwester. »Sie informieren uns, damit wir ein Auge auf Fotografen haben können – manchmal sind die Fototypen noch vor dem Patienten hier. Das Schlimmste sind tote Promis, das bringt richtig Geld. Jedes Foto von einem blutüberströmten Promi ist ein paar Tausende wert.«

»Außenteam an Basis, Orange ist weiblich, Mitte bis Ende siebzig, Autounfall, möglicherweise Schädelverletzung, Wer-

te stabil. Wir haben ihr eine HWS-Schiene angelegt und sie fixiert – sind auf dem Weg.«

»Wann erfahren Sie, um wen es sich handelt?«

»Manchmal raten wir. Wir kennen das ungefähre Alter des Patienten, wissen, wo der Vorfall passierte, und dann schließen wir Wetten ab – war es im Viper Room, oben in den Hügeln, in einem Geschäft am Rodeo Drive, beim Friseur? Man kann einen Schlag bekommen, wenn man seinen Kopf zum Haarewaschen nach hinten in diese Waschbecken hängen lässt, und keiner merkt was, bis sie versuchen, einen wieder aufzusetzen – von diesen Fällen hatten wir ein paar – Promis lassen sich andauernd die Haare machen.«

Der Arzt riss den Vorhang beiseite. »Sie werden gleich abgeholt. Ich habe ein EEG angeordnet, um sicherzugehen, dass es kein Aneurysma ist, dass Sie kein Leck bekommen, den Löffel abgeben.« Der hoffnungsvolle Jungmediziner lachte über seinen eigenen Witz.

»Ich weiß nicht, wo sie die heutzutage herbekommen«, sagte die Schwester und entschuldigte sich dann, als ein paar Staatspolizisten einen Jungen hereinrollten, der mit einem gelben Nylonseil an einen Schreibtischstuhl gefesselt war, als hätte man ihn mit einem Lasso eingefangen.

»Ich bin Gott«, verkündete der Junge lauthals.

»Hi, Gott, ich bin die Schwester der Notaufnahme – kannst du mir verraten, was du geschluckt hast?«

»Verarsch mich nicht«, sagte der Junge. »Verarsch Gott nicht. Denn ich weiß alles, Gott weiß alles. Und ich bin Gott, ich kann fliegen, ich bin frei. Ich bin Gott«, kreischte er, »ich bin Gott, ich bin Gott, ich bin Gott«, jeder Schrei graduell lauter als der vorherige.

Ein Arzt leuchtete dem Jungen mit einer Lampe in die Augen. »Erzähl mir von dir – wie war dein Name, bevor du Gott wurdest?«

»Ich bin Gott, ich bin Jesus, ich bin ans Kreuz genagelt,

darum kann ich meine Arme nicht bewegen. Ich bin Gott, Gott ist ein Hund«, kläffte er.

»Okay, Gott, wir werden dir was spritzen, das dir helfen wird, vom Berg herabzusteigen.«

»Ich fliege«, rief er. »Und ich bin frei.« Er begann sich in seinen Fesseln zu winden. »Befreit mich, ich gebiete es euch.«

In der Zwischenzeit traf der Code-Orange-Autounfall ein und wurde in die Kabine nebenan gerollt, um die dann die Vorhänge zugezogen wurden.

Die betagte Schauspielerin stöhnte. Soweit er es mitbekam, hatte sie eine Art Fleischwunde auf der Kopfhaut.

Er ging im Geiste eine Liste von Namen durch – wer könnte sie sein? – alte Schauspielerinnen? Die meisten, die ihm einfielen, waren bereits tot – Lucille Ball, Bette Davies, die Garbo.

»Los, schneiden wir das frei, ich muss sehen, wie's darunter aussieht«, sagte jemand. »Gebt mir eine Schere.«

»Nicht abschneiden«, sagte die Schauspielerin.

Und dann – platsch – sah er durch einen Spalt im Vorhang, wie etwas Blutiges auf den Tisch mit Metallschüsseln klatschte.

»Verbandmull«, rief jemand. »Drücken. Wie tief geht es? Irgendwelche Fremdkörper?«

Er war entsetzt, dass ihr Skalp gefallen war. Er konnte den Blick nicht von dem Metalltablett wenden – was guckte er da an? – Haar, Fleisch, Blut, einen blutigen Skalp.

Eine Krankenschwester trat mit verbissener Miene hinter dem Vorhang hervor.

»Hat sie ihren Kopf verloren?«, fragte er.

»Wir geben keine vertraulichen Information über Patienten weiter.«

Was immer er da auch gesehen hatte, es war hinreichend erschreckend, um ihn eine Nummer wählen zu lassen. Er rief

seine Exfrau an. Es war die einzige Telefonnummer, die er im Kopf hatte – seine alte Nummer.

Bevor er etwas sagen konnte, erklärte sie: »Ich komm gerade nach Hause, ich bin erledigt. Ich hatte heute ein Meeting nach dem anderen. Ich bin völlig durch den Wind. Können wir uns morgen unterhalten?«

»Ich bin im Krankenhaus. Sie haben mir gesagt, ich soll jemanden anrufen.«

»Was kann ich von hier schon für dich tun? Es ist nach Mitternacht.«

»Ich hatte Schmerzen, die immer schlimmer wurden. Ich habe den Notarzt gerufen. Ich liege im Cedars-Sinai mit Elektroden auf der Brust und einem Zugang im Arm. Die wollen wissen, ob ich vorher schon mal Herzbeschwerden hatte.«

»Warum rufst du nicht deinen Sohn an?«

»Ich halte es nicht für den besten Moment, Ben anzurufen.«

»Ich bin müde, Richard. Bist du morgen zu Hause? Ich ruf dich morgen an.« Sie legte auf, ehe er etwas sagen konnte.

Es war ihm gar nicht in den Sinn gekommen, zu sagen, es könnte das letzte Mal sein, dass wir miteinander sprechen, es könnte aus mit mir sein – kapiert du das nicht? Er fasste es nicht, dass er sie angerufen hatte – war sie immer so gemein? Er hätte sie nicht anrufen sollen – er musste verrückt gewesen sein, auf diese Idee zu verfallen, er hätte überhaupt niemanden anrufen sollen – er hätte es für sich behalten sollen.

Schmerz durchfuhr ihn bei diesem Gedanken. Warum nicht einfach sterben? Er wollte nicht sterben. Er konnte nicht sterben. Er hatte doch noch gar nicht gelebt.

»Ich habe Angst«, sagte er zu niemand Bestimmten. »Und die Frau neben mir hat ihren Kopf verloren.«

Die Schwester redete mit dem Mann auf der anderen Gangseite; sie sprach laut, als würde sie eine Durchsage

machen. »Sie haben sich die Hüfte gebrochen, Mr. Rosenberg. Ihre Tochter ist schon unterwegs. Wissen Sie, wo Sie sind?«

»Natürlich weiß ich, wo ich bin. Ich bin im Kintopp, das hier ist alles ein Film«, sagte er. »Ich wünschte, es wär so. Ich bin in dem Heim, dem Heim, in dem ich lebe, oder besser gesagt, wo sie mich reingesteckt haben, und warte aufs Sterben. Auf dem Abstellgleis, da bin ich. Ich bin vielleicht alt, aber nicht senil.«

»Sie sind im Krankenhaus, Mr. Rosenberg. Sie sind gestürzt, und man hat Sie hergebracht. Wissen Sie, wie unser Präsident heißt, Mr. Rosenberg?«

»Was spielt das für eine Rolle? Sind alles Strauchdiebe.«

»Mr. Novak?« Ein Pfleger in gelber Krankenhausluft erschien am Fuß seines Betts. »Ich bringe Sie jetzt weg.« Seine Bahre wurde mit schwingendem Tropf antiseptische Flure hinunter ins Herz des Krankenhauses gerollt.

ACHTUNG STRAHLUNG. Ein medizinisch-technischer Assistent erscheint mit einer großen Spritze. »Sind Sie allergisch gegen Meeresfrüchte oder Jod?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Leiden Sie an Klaustrophobie?«

»Ich glaube nicht.«

Die große Spritze und dann eine kleinere Spritze: das Kontrastmittel und ein bisschen was, um ihn lockerer zu machen, ihn zu sedieren.

»Das CT dauert fünfundvierzig Minuten; es ist wichtig, dass Sie sich nicht bewegen – wir haben keine Zeit, nochmal von vorne anzufangen, wir quetschen Sie dazwischen.«

Gequetscht fühlte er sich wirklich. Er fühlte, wie ihm die Linsen säuerlich hochkamen.

Das Kontrastmittel schwappte durch seinen Körper wie kalter, radioaktiver Wackelpudding. Sein Bewusstsein war merkwürdig. Er erinnerte sich, wie die Türen des Kranken-

wagens aufgegangen waren, an das Gefühl der Erleichterung, dass er es so weit geschafft hatte. Und dann fast gleichzeitig dieser plötzliche Drang aus dem Bauch heraus, das Gefühl, alles hochzuwürgen, sich selbst auszukotzen, bis er am Schluss ganz wund war, das Innerste nach außen gestülpt, bloßgelegt. Die Schwester hatte ihm das Erbrochene mit einem Papierhandtuch vom Mund gewischt; das war nett. Hätte sie ihn beim Namen genannt, hätte sie ihn angelächelt, hätte sie einen nassen Waschlappen benutzt und wäre etwas zartfühlender gewesen, wäre es sogar perfekt gewesen. Es war alles etwas zu nüchtern vonstatten gegangen, doch er war froh gewesen, dass sie da waren, bereitstanden.

Die Untersuchung: als würde man einen Sarg Probe fahren, als würden sie ihn scannen, um ein 3-D-Modell von ihm anzufertigen – ein virtueller Tod. Er konnte sich vorstellen, dass sie ihn einscannen und dann wieder nach oben brachten und ihm in einer PowerPoint-Präsentation zeigten, wie er in verschiedenen Särgen aussehen würde: Särge unterschiedlichen Fabrikats, verschiedene Kopfkissen, manche mit aufgestickten Sinnsprüchen, ein Monogramm auf dem Sargdeckel.

Er lag auf der Pritsche des Scanners, die Augen offen, die Decke zwei Zentimeter von seiner Nasenspitze entfernt, und konnte an nichts anderes denken als an seine Exfrau.

Ganz zurück an den Anfang, dorthin, wo er den Faden verloren zu haben schien. Sie wollte Journalistin werden, er Wirtschaftswissenschaftler, Intellektueller, ein Politstrategie. Sie lernten sich auf dem College kennen – Barnard und Columbia – und verloren aneinander ihre Unschuld – zumindest bei ihm war es so. Dann heirateten sie – bezogen eine erste Wohnung auf der Upper East Side, in einem neuen, aber nichtssagenden Gebäude in der Lexington Avenue. Sie ließ von Beginn an keinen Zweifel daran, dass dies nicht gut genug war – was sie wollte, war Fifth Avenue mit Blick auf

den Park. Das Ganze begann mit einem Beigeschmack von Scheitern. Was eigentlich ein Höhenflug hätte sein sollen, ein Freudenfest, weil zwei junge Menschen ein gemeinsames Leben begannen, wurde zum endlosen Genörgel, weil nichts gut genug war. Sie stürzte sich in die Arbeit – um auf Biegen oder Brechen genau das zu bekommen, was sie wollte –, und er fühlte sich bald ausgeschlossen. Er gab sich alle Mühe, es richtig zu machen, ihre Aufmerksamkeit zu erringen, und stürzte sich ebenfalls in die Arbeit, bis sich irgendwann alles nur noch ums Geld drehte, genug davon zu machen, um sie zu beeindrucken, dann um sich selbst damit zu schützen, dann nur noch, um es abzugreifen, um aus Geld noch mehr Geld zu machen. Wie viel Geld es da draußen gab, Geld, das ihm gehören konnte, bloß weil er eine Meinung, einen Standpunkt hatte, weil er mit einer Vermutung richtig lag. Es war das Spiel des Geldes, der Spaß am Geld, es machte süchtig, und er gewann weiter. So konnte er sich sagen, wieder zwei Millionen Dollar gewonnen, einen fetten Bonus gewonnen, die Bewunderung all derjenigen um ihn herum gewonnen, die dieses Spiel verinnerlicht hatten, die es ernst nahmen, die sich davon auffressen ließen. Es ist ein Spiel, sagte er jedem – das heißt nicht, dass man nicht gewinnen will, aber man muss auch bereit sein, zu verlieren, man darf es nicht persönlich nehmen. Es ist nur Papier.

»Du kannst es dir leisten, so zu reden«, sagten die anderen dann.

Nach einer Weile konnte er das. Er stand jeden Morgen auf und kam jeden Abend heim, ohne sich zu beunruhigen. Stimmt das tatsächlich? War das möglich? Oder redete er sich das nur ein?

»Ist gleich überstanden«, schnarrte eine blecherne Stimme aus dem Lautsprecher in seinem Sarg und unterbrach seinen Gedankenfluss.

Er lag auf der Pritsche des Scanners und dachte an seine

Exfrau. Warum hatte er sie angerufen? Weil es in New York jetzt spät war und er wusste, dass sie zu Hause sein würde? Weil sie die Mutter seines Kindes war? Weil er sie, trotz ihrer ungeheuerlichen Ichbezogenheit, immer noch liebte? Warum nur?

Der Brummtton der Maschine änderte sich, und er wechselte das Thema. Wann war er das letzte Mal in einem Krankenhaus gewesen? Er blickte in den kleinen Spiegel über seinem Kopf. Wann war er zuletzt im Krankenhaus gewesen, der verstauchte Fuß, die Tennisverletzung, die schlimme Grippe?

Ben. Die Geburt von Ben. Wie hatten sie es geschafft, ein Kind zu bekommen? Was hatten sie sich dabei gedacht? Hatten sie überhaupt ein Kind gewollt? Oder machten sie einfach, was bei Paaren üblich war? War es so, wie wenn Menschen sich zu Weihnachten einen kleinen Hund kaufen – mit der Schleife sieht er süß aus, aber wer geht mitten in der Nacht mit ihm Gassi?

Er denkt an Bens Geburt. Wenn er aufhört, darüber nachzugrübeln, fällt ihm alles wieder ein: das Krankenzimmer, die Automaten im Souterrain, der verkochte, abgestandene Kaffee. Eins führt zum anderen, er kann sich in die Zeit zurückversetzen, der große Augenblick, seine Frau, die ihn beschimpft, die Krankenschwestern, die ihm raten, das nicht persönlich zu nehmen – »Das sind die Austreibungswehen.«

Ben mit geschlossenen Augen, dünner Haut, transparent, noch nicht bereit für irgendetwas von alledem. Ben im Schlaf, nach einer langen Reise ausruhend, Selbstschutz. Ben, der seinen Schlaf immer geliebt hat – der ab der achten Woche jede Nacht durchschlief. Wenn Richard damals von der Arbeit heimkam, sah er nach Ben. Dann stand er im Dunkeln über dem Kinderbett, und manchmal griff eine winzige Kinderhand nach seinem Finger und hielt ihn fest.

»Es hat länger gedauert, als ich dachte«, sagte der MTA. Auf der Pritsche liegend, den Blick nach oben gerichtet, war Richard in eine andere Zeit versunken.

ALS ER WIEDER IN DER NOTAUFNAHME WAR, zog ein sehr junger Doktor die Vorhänge zu und setzte sich auf einen kleinen Stuhl dicht neben sein Bett. Zum ersten Mal im Leben fühlte sich Richard nicht einmal mehr wie ein Mann in den mittleren Jahren – er fühlte sich ALT.

»Ab einem gewissen Alter muss man automatisch alles ernster nehmen«, sagte der junge Arzt. »Ich persönlich glaube nicht, dass Sie einen Infarkt hatten – Ihr EKG war in Ordnung, Ihre Enzyme sehen gut aus. Wie fühlen Sie sich jetzt?«

»Wer weiß?«

»Haben Sie noch Schmerzen?«

»Ich weiß nicht.«

»Das ist recht ungewöhnlich, so was nicht zu wissen. Schmerzen, das waren doch die Beschwerden, mit denen Sie eingeliefert wurden, oder?«

»Unglaubliche Schmerzen.«

»Und jetzt?«

»Es kommt ein Moment, da kann man nicht sagen, ob es besser oder schlimmer geworden ist, ob es da ist oder weg, wo man gar nichts spürt.«

Der junge Arzt wusste nicht, was er sagen sollte, so etwas hatte er noch nie gehört; er schaute auf das Krankenblatt. »Wie ich schon sagte, Ihr CT war in Ordnung. EKG sieht gut aus – Sie sind nicht gestürzt oder haben sich den Kopf gestoßen?«

»Nein«, sagte er. »Da war nichts.«

»Irgendwelche Reisen an exotische Orte?«

»Ich verreise nie.«

»Trinken Sie genug Wasser? Dehydrierung ist ein wichtiger Faktor, als den meisten Menschen klar ist.«

»Ich trinke Wasser.«

»Wir haben verschiedene Möglichkeiten. Wir können Sie für vierundzwanzig Stunden zur Beobachtung hoch auf die Station schicken, oder wir schicken Sie nach Hause.«

»Was für eine Station?«, fragte er.

»Intensivüberwachung. Wir schließen Sie an einen Monitor an.« Er schwieg. »Meine Meinung ist ja, dass es bloß eine von diesen Geschichten war – aber was weiß ich schon? Es passieren so viele Dinge, Dinge, die wir nicht belegen können. Ich sage ja nicht, dass da gar nichts war. Doch es könnte ein einmaliger Vorfall gewesen sein, etwas, das jetzt wieder vorbei ist.«

»Ist das eine nette Art zu sagen, ich sei verrückt?« Er lag unter einem dünnen Laken, in einem billigen Morgenmantel.

»Es ist schwierig, solche Dinge – wie sollen wir sie nennen? –, solche Vorfälle einzuschätzen. Denken Sie nicht zu viel darüber nach – akzeptieren Sie es einfach. Etwas ist passiert, wir wissen nur nicht, was.« Er schwieg und rang sich ein Lächeln ab. »Jedenfalls sind Sie nicht in unmittelbarer Lebensgefahr, das ist gut, darauf kommt's an. Sie haben noch Zeit. Keiner von uns weiß, wann der Pfiff kommt und er vom Spielfeld muss. Bis dahin betrachten Sie alles als nützliche Erfahrung.«

»Das heißt – ich sollte froh sein, am Leben zu sein.«

»Wie wir alle.«

»Die Schmerzen waren entsetzlich.«

»Meiner Meinung nach können Sie nach Hause, aber der Kunde ist König, wenn Sie also wollen, dass ich Sie nach oben schicke, rufe ich an und frage, ob noch Platz in der Herberge ist. Wir können weitere Tests machen, das können wir immer.«

Er wollte keine Entscheidung treffen; er wollte von dem

Arzt hören, was er tun sollte. Er war nicht ganz da, unkonzentriert, benommen nach der schlaflosen Nacht, und er stand unter Medikamenteneinfluss. »Läuft hier Musikberieselung? Ich höre Peter, Paul and Mary. ›Dawn is breaking, it's early morn...« Er sang mit.

»Wollen Sie nun bleiben oder gehen?«, fragte der Arzt ungeduldig.

»Nur keine lebenserhaltenden Maßnahmen«, sagte er, was als Witz gemeint war; der Arzt lachte nicht. »Ich werde nach Hause gehen«, sagte er, als sei er aufgefordert worden, sich zwischen Tür 1, 2 oder 3 zu entscheiden.

»Irgendwas war da, nehmen Sie das nicht auf die leichte Schulter. Nur weil ich Ihnen nicht sagen kann, was, bedeutet das nicht, dass da nichts war. Verfolgen Sie das weiter, gehen Sie zu Ihrem Internisten – vielleicht hat der etwas Interessantes zu sagen. Und nehmen Sie in Zukunft jeden Tag ein paar Baby-Aspirin, machen Sie sich das zur täglichen Gewohnheit, übrigens schmecken die ganz gut – wie Flintstones oder Chocks.«

»Wie was?«

»Vitamine, die ich als Kind immer genommen hab – jetzt auch noch.« Er zog ein Fläschchen Flintstones aus seiner Tasche. »Ich esse die wie Bonbons; Wilma mag ich am liebsten, eine orangene Wilma; am zweitliebsten mag ich einen blauen Barney und dann einen roten Dino, ich liebe Dino. Ich würde Ihnen ja eins anbieten, aber das darf ich nicht – ist gegen die Vorschriften.«

Es war etwas schwierig, den Flintstones-Doktor ernst zu nehmen – er erinnerte Richard an einen früheren Bekannten, der einen Job hatte, für den er sich als wandelnde Erdnuss verkleiden musste.

»Ich bin Gott«, murmelte der Junge hinter dem Vorhang nebenan. »Ich bin Gott.«

»Ich muss Sie etwas fragen«, sagte Richard sich vorbeugend

im Flüsterton. »Es mag etwas zusammenhanglos erscheinen, aber die Frau in der nächsten Nische – hat die ihren Kopf verloren? Ich hab da so etwas beobachtet.«

Der Arzt wusste nicht, was er meinte. »Ich bin bloß der Kardiologe. Also, alles Gute, und hoffentlich sehen wir uns so bald nicht wieder.«

Als er fort war, wurde der Vorhang zwischen den beiden Kabinen aufgezogen. Da lag sie – irgendwie kam sie ihm bekannt vor; eine aus den Augen verlorene Tante, jemand, der nebenan gewohnt hat, der zur Familie gehörte.

»Ich habe es auch gehört«, sagte sie. »Das Lied.«

»Jemand muss hier ein Radio haben.«

Um ihren Kopf war ein Verband gewickelt wie ein Turban, und man sah eine deutlich sichtbare Make-up-Linie.

»Ich war hier, als Sie eingeliefert wurden«, sagte er. »Ich hab da so etwas gesehen ...«

»Meinen Kopf.« Sie griff in den Mülleimer. »Das hier haben Sie gesehen – meine Perücke. Blond, blutverkrustet, hundert Prozent echtes Menschenhaar. Ich glaube nicht, dass man die nochmal sauber bekommt. Ich habe zu Hause noch eine, aber die muss erst jemand holen – deswegen die Verzögerung. Ich warte auf meinen neuen Kopf.«

Die Krankenschwester unterbrach sie – »Ich muss Sie jetzt entlassen«, erklärte sie. »Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Flug.« Sie grinste. »Es ist zwanzig nach drei Ortszeit, und die Außentemperatur beträgt zwölf Grad Celsius. Es wird wieder ein schöner Tag in Los Angeles.« Sie zog die Infusionsnadel aus seiner Hand. »Und bitte mal draufdrücken.« Als sie ihn vom EKG entkabelte, löste sie erst die Elektroden von seiner Brust, ehe sie das Gerät abschaltete – eine Minute lang war da eine Nulllinie. »Erschreckend, stimmt's?«

Er nickte.

»Eigentlich soll ich das nicht so machen – ich mach's aber trotzdem, so bleiben alle auf dem Posten. Was wollen die ma-

chen, mich feuern? Aber jetzt im Ernst, so geht's weiter: Sie nehmen weiterhin die Baby-Aspirin, Sie gehen zur Nachuntersuchung zu Ihrem Hausarzt, und wenn die Symptome erneut auftreten, sind wir vierundzwanzig Stunden am Tag hier, sieben Tage die Woche – durchgehend geöffnet.«

Er setzte sich auf und wollte die Beine aus dem Bett schwingen. »Ich glaube, ich mache noch einen kleinen Spaziergang, bevor ich nach Hause gehe.«

»O nein«, sagte die Schwester, »Sie können nicht einfach hier rausspazieren. Entweder es holt Sie jemand ab, oder Sie warten bis acht Uhr morgens und der VIP-Wagen des Krankenhauses bringt Sie nach Hause. Haben Sie Freunde?«

Er guckte verwirrt.

»Rufen wir Ihnen ein Taxi.«

Er zog den Vorhang zu, fand seine Sachen in einem Plastiksack am Fußende des Bettes, zog seinen – mit Erbrochenem bespritzten – Pullover über und strich sich das Haar zurück. Er steckte den Kopf hinaus in den Saal. »Haben Sie eine Zahnbürste oder etwas Mundwasser, etwas, mit dem ich spülen kann? Ich hab einen ekligen Geschmack ...«

Die Krankenschwester reichte ihm ein Kaugummi. »Guten Appetit.«

Er saß auf der Trage, kaute Kaugummi und wartete auf das Taxi.

»Essen Sie irgendwann auch mal?«, fragte er die magere Nachtbesetzung am Empfang.

»Batterien«, sagte sie. »Ich bin batteriebetrieben, Mignon.« Und er glaubte ihr.

IN DIE OBHUT DER BEVERLY HILLS CAB COMPANY entlassen, trat Richard hinaus in die Nacht von Los Angeles. Am Himmel war ein flüchtiges Leuchten, als das Tageslicht sich wieder in die Atmosphäre stahl und den neuen Tag erahnen

ließ. Er saß bei heruntergelassenen Fenstern auf dem Rücksitz und hielt den Kopf in den Fahrtwind wie ein Hund. Der Fahrer schwadronierte wie ein schlechter Barkeeper, er redete über alles und jeden und nichts. »Und – was war's, zu tief ins Glas geguckt, vom Auto angefahren, in einen Nagel getreten, Nierenstein, Pistole über'n Dez?«

Er antwortete nicht; das Letzte, worauf er Lust hatte, war eine Unterhaltung mit dem Taxifahrer.

»Schön, behalten Sie's für sich, was kümmert's mich. Die Leute denken immer, sie hätten ein Recht, alles für sich zu behalten. Was denken die sich bloß? Genau davon wird man krank, richtig krank – Magengeschwüre, Dickdarmentzündung, Krebs. Ich erzähl den Leuten immer alles, weswegen sollte ich Geheimnisse haben? Fragen Sie mich irgendwas.«

Richard reagierte nicht. Er fragte nichts.

»Na schön, dann will ich Ihnen mal ein paar Dinge über die kleine Tour hier verraten, die wir gerade machen – Leute mit Problemen, die sind um diese Uhrzeit auf der Straße; entweder sind es schwer schaffende Jungs wie ich, die versuchen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, oder Irre, die die ganze Nacht auf sind und Gott weiß was getrieben haben.«

In seinem Kopf klang die Stimme des Jungen aus der Notaufnahme nach – Ich bin Gott.

»Zu dieser Tageszeit läuft der Verkehr zweispurig, und damit meine ich nicht in zwei verschiedene Richtungen. Da laufen sich die Frühaufsteher und die Nachtulen über den Weg, und gibt's zwei unterschiedlichere Spezies? Da hat man die Mädels, die ins Sportstudio marschieren, und die Freaks, die gerade nach Hause kommen.«

Vor ihnen schoss wie in Zeitlupe ein Wagen über die Kreuzung, haarscharf ein anderes Auto verfehlend, schleuderte einmal im Halbkreis und raste dann davon. Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Richard Augenkontakt mit dem Fahrer, den es beinahe erwischt hätte; der Mann warf ihm

einen kurzen, konsternierten Blick zu und wackelte irgendwie mechanisch, tatterig mit dem Kopf.

»Bestimmt ein Musiker. Die sind so, können nicht fahren. Musiker und Mexikaner gehören einfach nicht hinters Steuer. Die und alte Knacker – die Alten sollte man von der Straße holen. Und Frauen, Frauen sind die schlimmsten Fahrer ...«

Er sah die Häuser vorbeiziehen: niedrige, flache Häuser, hellbraun, braun, grün, lehmfarben, tarnfarben, die Farbe von Bodendeckern. Ein Gebäude nach dem anderen, Meilen um Meilen Autohäuser, Yoga-Studios, Handyläden, Perückenstudios, Autowaschstraßen, Friseure, Möbelgeschäfte.

Sie kamen an einem Geschäft mit orangem Neonschild vorbei – »Donuts«. Von den Fenstern ging ein karamelliges, warmes Licht aus. Sie fuhren an dem Laden vorbei, und als er weg war, wünschte Richard, sie hätten angehalten. Er konnte nicht nach Hause fahren, noch nicht, nicht so schnell. Er brauchte einen Moment, um einen klaren Kopf zu bekommen, die Ereignisse zu sortieren.

»Eigentlich«, fuhr der Fahrer fort, »dürften die meisten Leute gar nicht ans Steuer. Fahren sollte man den Profis überlassen.«

Er beugte sich vor. »Ich muss wieder zurück.«

Der Fahrer ignorierte ihn.

»Ich habe gerade gemerkt, dass ich etwas vergessen habe.«

Immer noch keine Reaktion.

»Entschuldigung«, sagte er. »Ich möchte zurückfahren.«

»Zum Krankenhaus?«

»Nein, zu dem Donut-Laden, an dem wir vor zehn Blocks vorbeigekommen sind.«

Der Mann fuhr weiter geradeaus. »Sie wollen, dass ich umkehre?«

»Ja«, sagte er.

»Ich soll also nicht zum Sunset rauf?«
»Nein, ich möchte zu dem Donut-Laden zurück.«
»Springen Sie da nur rein, oder lasse ich Sie da ganz raus?«

»Ich weiß nicht – wieso?«

»Ich frage mich nur, ob ich Sie absetze oder warte. Ich soll Sie eigentlich nach Hause fahren – deswegen rufen sie uns, damit wir Leute nach Hause fahren.«

»Ich habe Hunger, und zu Hause ist keiner, daher denke ich, dass ich, sofern ich nicht unter Arrest stehe oder so, wohl an einem Donut-Laden aussteigen darf.«

Der Fahrer wendete. »Sie sind aber kein Diabetiker, der Selbstmord begehen will oder so was in der Art?«

Er antwortete nicht.

»Okay, dann geben Sie Bescheid. Ich mein, geben Sie mir Bescheid, wenn Sie nur kurz reinspringen.«

»Wollen Sie irgendwas haben? Wenn ich reinspringe, wollen Sie irgendwas?«

»Nein, ich glaub nicht«, sagte der Fahrer. »Na ja, vielleicht eine Tasse Kaffee ... und wenn sie was nicht zu Süßes haben, einen normalen Donut, ein paar Donuts ohne alles, nicht mehr. Oder wenn sie diese glasierten haben, diese luftigen Hefe-Donuts mit Schokolade oben drauf. Von denen nehm ich zwei.«

Als sie vor dem Donut-Laden hielten, sagte Richard: »Ich glaube, ich steige hier aus. Wenn Sie mich einfach absetzen würden – das wäre wunderbar.«

»Heißt das, Sie bringen mir keinen Kaffee?«

»Nein, ich hol Ihnen trotzdem, was Sie wollen. Ich spring kurz rein, hol das für Sie und bin sofort zurück.« Er stieg aus dem Wagen. »Sollten Sie nicht den Taxameter abstellen?«

»Wenn Sie wiederkommen, halten wir ab.«

»Ich bezahle Sie also im Grunde für das Privileg, Ihnen einen Kaffee holen zu dürfen?«

»Na, na«, meinte der Fahrer, »fangen wir den Tag nicht auf dem falschen Fuß an.«

Der Donut-Laden war leer. Der Mann hinter der Theke lächelte.

»Ich brauche was für den Kerl da draußen – einen Kaffee und zwei von den Hefe-Donuts mit Schokoglasur.«

»Anhil«, sagte der Mann und streckte seine Hand aus.

»Richard«, sagte er und schüttelte dem Mann die Hand, überrascht von der physischen Direktheit der Begrüßung.

»Milch und Zucker?«

»Warum nicht.« Er zückte sein Portemonnaie.

Anhil schüttelte den Kopf. »Später.«

Richard brachte dem Taxifahrer die Donuts raus. Der Taxameter tickte immer noch. »Wie viel schulde ich Ihnen?«

Der Mann nippte am Kaffee, der Taxameter tickte weiter. Der angezeigte Fahrpreis belief sich auf neun Dollar und zwanzig Cents. »Sagen wir zehn«, sagte der Fahrer.

»Soll ich die Summe für die Donuts und den Kaffee abziehen?«

»Betrachten Sie es als Bestandteil des Trinkgelds.«

Der Himmel war von einem kalkigen Graphitgrau.

»WAS DARF ICH IHNEN ANBIETEN?«, fragte Anhil, als Richard zurück in den Laden kam.

Richard stand am Fenster und schaute hinaus auf das Taxi am Straßenrand und den Fahrer, der seine Donuts aß und – was? – auf ihn wartete? Saß er da nur, um ihm auf die Nerven zu gehen, oder war er so debil, dass er einfach nur dumm rumsaß?

»Sie sind in Gedanken draußen. Kommen Sie herein, setzen Sie sich, trinken Sie Kaffee«, sagte Anhil.

»Ich kapiert das nicht. Wieso sitzt der da? Erst wollte er nicht halten, und jetzt sitzt er rum und isst Donuts.« Richard

wollte den Mann plötzlich umbringen, nach draußen stürzen und auf seinen Wagen hämmern – »Kapiieren Sie nicht, dass Sie es noch schlimmer machen, Sie machen alles alltäglich und trist. Was sitzen Sie hier dumm rum?«

»Das machen die Donuts. Was darf ich Ihnen bringen?«

Richard setzte sich auf einen Hocker und sah Anhil an.
»Kaffee.«

»Keinen Donut?«, fragte Anhil.

»Okay, einen Donut.«

»Was für einen?«

»Ihren besten.«

Anhil schenkte Kaffee ein und stellte ohne große Umstände einen Donut vor Richard hin. »Er ist warm«, erklärte Anhil stolz.

Etwas an Anhil bewog Richard, seinen Verdruss über den Fahrer beiseitezuschieben. Der Donut-Laden hatte etwas Unverfälschtes an sich; das holzgetäfelte Innere war authentisch alt, die Lampen gaben ein gedämpftes gelbes Licht, und die Vitrinen waren aus dickem Glas. Alles war so, wie es in den 40er-Jahren ausgesehen haben musste.

Anhils Kaffee war heiß, dunkel, aromatisch und ideal zum Nachspülen nach dem gleichermaßen gut geratenen Donut: goldbraun, fest, aber dabei nicht pappig, nicht zu süß.

Richard schloss die Augen und atmete tief durch.

»Was halten Sie davon?«

»Himmlisch«, sagte er und schlug die Augen wieder auf.

»Ich habe gestern nicht zu Abend gegessen.«

»Möchten Sie, dass ich Ihnen ein paar Eier mache?«

»Ich sehe keine Eier auf Ihrer Speisekarte.«

»Das heißt nicht, dass ich keine machen kann. Warum haben Sie nicht zu Abend gegessen?«

Ohne es eigentlich zu wollen, erzählte er die Geschichte der vergangenen Nacht: »Ich hatte unglaubliche Schmerzen, ich fuhr ins Krankenhaus, sie dachten, es wäre ein Herzin-

farkt.« Er sprach zu laut, so wie man es macht, wenn man mit jemandem redet, der Englisch als Fremdsprache gelernt hat. Er tippte sich auf die Brust, als wüsste Anhil möglicherweise nicht, wo das Herz liegt.

»Ich dachte, ich müsste sterben«, sagte er. »Ich rief meine Exfrau an; sie lebt in New York.«

Anhil lachte.

»Was ist daran lustig?«

»Alles. Sie haben überlebt, und jetzt essen Sie einen Donut. Das ist nicht gerade Mr. Gesundheitsapostel.«

»Ich esse nie Donuts – deswegen wollte ich einen. Ich *bin* Gesundheitsapostel. Ich esse Müsli, das meine Ernährungsberaterin mir zusammenmischt; es schmeckt wie Sägemehl. Ich trinke laktosefreie Milch. Ich halte mich eisern daran.«

»Ich mache Ihnen etwas zum Frühstück«, sagte Anhil und verschwand in der Küche. Durch eine Durchreiche in der Wand unterhielt er sich weiter mit Richard. »Früher war hier eine koschere Bäckerei, früher, als hier noch ein jüdisches Viertel war, jetzt wohnen hier Einwanderer wie ich und alte Männer mit Locken. Hier ist das Land des Geldes – jeder kann sein eigenes Geschäft haben, sehen Sie mal, wie viele Geschäfte hier sind.« Er schlug die Eier auf. »Als ich herkam, habe ich in einer Autowerkstatt gearbeitet und Autos repariert. In meiner Heimat war ich ein Autoverkäufer. Was für eins fahren Sie?«

»Ich besitze einen Mercedes, aber ich fahre nicht viel.« Richard roch die Eier in der Pfanne.

»Natürlich fahren Sie viel, Sie leben in Los Angeles. Bloß um morgens zur Arbeit zu kommen, fahren Sie viel.« Anhil schenkte ihm ein Glas Orangensaft ein. Richard brachte es nicht über sich, Anhil zu sagen, dass er nicht arbeitete, dass er seit Jahren nicht arbeiten gegangen war, dass er gar nicht mehr wusste, was Arbeit bedeutete.

»Was für Autos haben Sie verkauft?«

»Autos von anderen Leuten. Alle möglichen, Ford, Chevrolet, schwere Autos aus den 70ern. ›Aus Vorbesitz‹ sagt man hier dazu. Donuts machen gefällt mir besser. Und hier kann meine Frau für mich arbeiten, mein Bruder kann arbeiten. Ich geb jedem Arbeit. Was haben die nun gesagt, was stimmt nicht mit Ihrem Herz?«

»Das wissen sie nicht.«

»Für kluge Leute sind Amerikaner ziemlich dumm.«

Richard nickte.

»In Amerika ist jeder jemand. Sie haben so viel und wollen alle noch mehr. In meinem Land sind wir alle Niemande; das ist einfacher. Hier versuchen alle immer, jemand anderes zu sein. Sie gehen zum Arzt und bekommen eine neue Nase, bekommen eine größere Büste – warum sind sie nicht zufrieden, dass sie eine Nase haben, die funktioniert, und immer schönes Wetter?« Er sprach, als wäre das alles so durchschaubar und komisch.

»Es geht immer um's Wetter, stimmt's?«, sagte Richard, Smalltalk betreibend. »Das Wetter hält uns hier.«

»Woher stammen Sie?«, fragte Anhil.

»New York City.«

»Ich auch«, sagte Anhil aufgeregt. »Ich bin im Lenox Hill Hospital zur Welt gekommen. Meine Mutter war zu Besuch. Ich kam früh. In meinem eigenen Land wäre ich vielleicht gestorben. Ich blieb einen Monat im Krankenhaus und kam dann nach Hause. Ich bin einundvierzig Jahre alt. Ich bin vor vier Jahren zurück nach Amerika gekommen, um mich zu etwas zu machen.« Anhil beugte sich vor. »Erklären Sie, warum jeder in Amerika sich blind stellt? Sie praktizieren Übersehen. Sie steigen ins Auto und rufen dann jemanden mit dem Handy an. Sie haben Angst, allein zu sein, aber die Menschen um sich herum sehen sie nicht. Sehen Sie Ihren Teller?«

Richard schaute nach unten; seine Eier lagen auf einem hübschen alten Teller.

»Sie haben das nicht gesehen, bis ich gesagt habe, hingucken.« Anhil lachte. »Ich kaufe die auf dem Flohmarkt in Pasadena. Ich mag es, wenn Leute sich hinsetzen, wenn sie bleiben. Alle wollen alles zum Mitnehmen. Schnell, schnell, schnell. Wenn sich wer hinsetzt, gebe ich ihm einen schönen Teller und eine gute Tasse. Wenn einer bleibt, schenke ich umsonst nach. Wenn sie gehen, wollen sie die Pappbecher, auf denen steht ›Beehren Sie uns bald wieder‹. Als ich aufgemacht habe, hatte ich die Kevin-Costner-Pappbecher, die habe ich im Ausverkauf bekommen. Da kamen die Leute auf einmal und wollten einen Becher Costner zum Mitnehmen. Aber jetzt, wenn jetzt eine Frau reinkäme, wenn eine Frau Tee bestellen würde, dann hätte ich die richtige Tasse für sie. Frauen essen keine Donuts«, sagte er frustriert. »Aber das ist besser für mich – ich mag Frauen. Meine Frau wäre sehr böse auf mich, wenn mein Laden voller Frauen wäre.« Etwas an der Art, in der er das sagte, veranlasste Richard, sich vorzustellen, wie eine Gruppe Frauen, zum Beispiel die Cheerleader der Dallas Cowboys, in den Laden strömte.

Anhil verteilte seine Tellerkollektion auf der Theke. »Die Menschen sollten besser hinsehen. Alle wollen sie Aufmerksamkeit, aber keiner will Aufmerksamkeit schenken.« Er hörte auf, die Teller zu arrangieren. »Und, wie finden Sie das?«

»Hübsch«, sagte Richard, der sich vorstellte, wie der eingewanderte Donutbäcker an den Tischreihen auf dem Flohmarkt entlangschlenderte und um Teller feilschte.

»Versuchen Sie den«, sagte Anhil und stellte Richard einen mit Kokosflocken bestreuten Donut auf einem kleinen Teller hin. Er sah Richard und den Donut mit großer Eindringlichkeit an, als sei dies der Donut, der Richard kurieren würde, als seien gewisse Donuts die besseren für gewisse Beschwerden, als könne ein Donut heilsame Kräfte entfalten.

Richard biss in den Donut, und an den Seiten quoll süße

Cremefüllung heraus; er leckte sich die Finger. »Köstlich. Was ist das?«

»Innen Mandel-Buttercreme und außen Schokoglasur und Kokos – meine eigene Erfindung. Ich nenne ihn Buttercreme-Mons – nach diesen Schokoriegeln, Almond Joy und Mounds.«

»Mons. Das sollten Sie vielleicht ändern.«

Anhil blickte ihn verwirrt an.

Richard wies auf seinen Schritt. »Bei Frauen ist das der Mons.«

»Und dann bleiben einem die Kokosraspeln zwischen den Zähnen stecken wie Schamhaar«, sagte Anhil lachend. »Sie sind sehr beliebt, vor allem bei Polizisten.« Anhil lachte noch lauter, und da musste auch Richard lachen. »Das ist meine Kundschaft – Polizei, Landschaftspflege, Taxi. Ich bin nach Kalifornien gekommen, um mich zu jemanden zu machen. In der ersten Woche nach der Ladenöffnung bin ich von einem vom Fernsehen ausgeraubt worden. Ich schaute ihn mir an – ich sagte, ich kenne Sie; Sie sind vom Fernsehen. Gehen Sie weg, kommen Sie ein anderes Mal wieder – kaufen Sie Donuts.«

»Und, ist er gegangen?«

»Er hat mich mit seiner Waffe geschlagen und die Dollar-note von der Wand genommen.«

»Er hat Ihren allerersten Dollar geklaut?«

Anhil nickte.

»So ein schlechter Mensch.« Er beendete sein Frühstück. »Sie sind ein guter Koch – Sie sollten ein Restaurant haben, nicht bloß einen Donut-Laden.«

»Ich bin ein guter Donutbäcker«, sagte Anhil. »Mr. Dunkin denkt nicht einmal an mich, aber ich weiß, mein Donut ist besser. Meiner ist der wahre Donut, der menschliche Donut. Ich werde nicht reich dadurch werden, dass ich Donuts mache – Donuts sind keine Goldenen Schallplatten oder

Kinohits – aber jeden Morgen mache ich einen Donut und bin glücklich.« Er lachte wieder. »Ich bin für jeden Donut dankbar. Ich habe es gut.«

»Sie arbeiten sehr schwer.«

»Manchmal gehe ich nicht nach Hause. Ich rufe meine Frau an und sage ihr gute Nacht und schlafe hier. Als Sie kamen, war ich nicht geöffnet. Aber ich sah Sie und konnte Sie nicht wegschicken.«

»Haben Sie nachts keine Angst?«

»Ich schlafe bei Licht an.«

Sie schwiegen für einige Minuten. Draußen hellte sich der Himmel auf; der Verkehr nahm zu. Jemand kam herein und holte einen Becher Kaffee und ein paar Donuts zum Mitnehmen.

»Ich sollte mir ein Taxi rufen«, sagte Richard.

»Kein Grund anzurufen; die kommen bald. Wenn Schichtwechsel ist, treffen sie sich auf dem Parkplatz.«

Und richtig, etwa zehn Minuten später war der Laden voll von Taxifahrern, die Kaffee tankten.

Bevor Richard ging, machte Anhil eine große Schachtel mit Donuts voll. Richard holte sein Portemonnaie heraus, aber Anhil wollte kein Geld annehmen.

»Sie sind ein schlechter Geschäftsmann, wenn Sie mich nicht bezahlen lassen.«

»Es geht nicht um Geld.«

»Das weiß ich nun; bitte, nehmen Sie etwas an. Ich kann nicht nach Hause gehen, solange Sie mein Geld nicht genommen haben; das ist die Regel in Amerika, Sie müssen mein Geld annehmen.«

»Sie verletzen meine Gefühle«, sagte Anhil. »Ich dachte, wir wären Freunde.«

»Der Ihrige ist der menschliche Donut«, sagte Richard und legte Geld auf die Theke.

»Sie glauben vielleicht, Sie sind reich, weil Sie viel Geld

haben, aber es gibt immer jemanden mit noch mehr. Ich bin reich, weil mein Herz im Donut-Laden ist.« Er stieß das Geld von sich.

Richard sah, dass er tatsächlich Anhils Gefühle verletzte; er nahm das Geld zurück. »Gut, dann lassen Sie mich aber etwas für Sie tun.«

»Ich werde Ihre Limousine fahren«, sagte Anhil. »Ich bin noch nie Mercedes gefahren.«

Richard nickte.

»Dann bis morgen«, sagte Anhil, und Richard wusste nicht, ob das ein Scherz war oder nicht.

»Bis dann«, sagte er und verließ den Donut-Laden, randvoll mit Möglichkeiten, mit Frühstück und mit seiner Kollektion überschüssiger Donuts in der Schachtel auf dem Sitz neben sich. Er fühlte sich gut, beschwingt.

Konnte er von Glück sagen? War er mit dem Leben davongekommen? Ihm war, als hätte er eine weite Wegstrecke zurückgelegt, als sei die Zeit ausgesetzt worden. Vielleicht war es DARUM gegangen, war es ein Glück, hatte alles genauso geschehen sollen. Vielleicht – wie gut er es hatte – er hatte eine Nase, die funktionierte, das Wetter war schön, was wollte man mehr? Vielleicht hatten es alle gut und merkten es bloß nicht – war es dumm, zu glauben, dass es auch Glück war, wenn alles auseinanderfiel?

Er rülpste – die vollmundigen Geschmacksnoten von Kaffee, Eiern, Donuts stießen ihm auf, und er musste an Anhil denken. Er lächelte.

»SCHÖN, SO FRÜH AM MORGEN AUF ZU SEIN, ODER?«, fragte der Fahrer, der sein Lächeln im Rückspiegel sah. »Früher hatte ich die Nachtschicht. Ich kam mir vor wie ein Zombie, wie ein Vampir. Und was den Kaffee angeht, ich hab so viel Kaffee getrunken, dass ich sogar nach einer Zwölf-Stunden-

Schicht noch nicht schlafen konnte. Ich fuhr nach Haus und hatte das Zittern.«

Richard nickte. Das Taxi kletterte den Berg hoch. Je näher sie dem Ziel kamen, desto schwerer fiel ihm das Denken. Die Kombination von Kaffee und Donuts erwies sich als ungute Mischung, die Säure, der Zucker, der Kick schlug in Zuckerrückigkeit um, ein kalter, harter Absturz. Er wollte nicht nach Haus – er konnte nicht nach Haus. Von Furcht gepackt, war er drauf und dran, dem Fahrer zu sagen, er solle weiterfahren, er habe sich geirrt, er wolle nicht aussteigen.

Das Taxi hielt vor dem Haus. Dann war er draußen und stand mit dem Karton Donuts in der Hand am Straßenrand.

Er konnte vor der Tür stehen bleiben und warten, bis Cecelia kam, so tun, als hätte er seinen Schlüssel vergessen, sich ausgesperrt. Er konnte sich auf die Eingangsstufen setzen und zugeben, dass er sich davor fürchtete, nach Hause zu kommen.

»Ich habe Angst«, würde er jedem zurufen, der den Kopf aus einem Fenster steckte. »Ich habe Angst«, würde er dem Zeitungsjungen verkünden, der die Morgenzeitung aus dem Fenster eines Kombis schleuderte, während sein Vater am Steuer desinteressiert den Hügel hinabzuckelte.

Er zwang sich, zur Vordertür zu gehen. Das Gras war feucht und kitzelte an seinen Knöcheln – er hatte in der Notaufnahme seine Strümpfe nicht wieder angezogen; es war Erbrochenes darauf, und er hatte sie einfach dagelassen. Er wollte nie wieder braune Strümpfe tragen; er wollte überhaupt keine Strümpfe tragen. Schuhe ohne Strümpfe, Blasen und wundete Haut – wen kümmerte das? Er konnte nicht länger alles verdecken, er musste alles so spüren, wie es wirklich war.

»MORGEN«, RIEF ER, ALS ER DIE TÜR ÖFFNETE. »Guten Morgen«, rief er, als er warte er, dass jemand antworten würde.